

DENNIS STREICHERT

LIEBE DRÄNGT UNS

ERLEBNISSE UND ZEUGNISSE IM DIENST DES CDH STEPHANUS

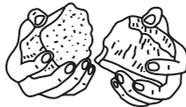


CDH Stephanus

DENNIS STREICHERT

LIEBE DRÄNGT UNS

ERLEBNISSE UND ZEUGNISSE IM DIENST
DES CDH STEPHANUS



CDH Stephanus

CDH Stephanus

Copyright © 2023 by CDH Stephanus e. V.

Veröffentlicht von:

CDH Stephanus e. V., Boschstraße 26, 67346 Speyer

www.cdh-stephanus.org

All rights reserved.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

ISBN: 978-3-982-55123-4

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort vom Vorstand	5
Gründung eines Missionswerks in der BFECG	7
Evangelisation im Stadion: Wie plötzlich das Gewitter erstarb	37
Hilfe für Ukraine	55
Zwei Helden sterben im Dienst	78
Militär-Bäckereien für die Bibelschule	107
Weihnachtsbescherung für Waisenkinder und arme Familien	114
Ein Heim für heimatlose Kinder	133
Drogenabhängige werden frei	165
Dienst an Menschen mit Behinderung	174
Weg der Nachfolge – die Zeitschrift der Bruderschaft	183
Gottes Geld kommt nie zu spät	196
Indien: Das Land, das Jesus nicht kennt	211
Schulen für Afrika	244
Licht ist stärker als Finsternis	265
Verfolgte Christen stärken	277
Zerstörerische Naturkatastrophen	291
Flut und Krieg vor der Haustür	305
Zukunft der Mission Stephanus	322
Tiefe Liebe zu Jesus und zu anderen Menschen	331
Feuer der Leidenschaft	340

VORWORT VOM VORSTAND

Manchmal hört man von Christen die Frage: „Lohnt es sich wirklich, die Ereignisse und Fakten aus der Vergangenheit zu beschreiben und zu erzählen, wo der Herr durch den Dienst der Menschen verherrlicht wurde? Werden da nicht die Menschen verherrlicht und lenkt es nicht vom Herrn ab?“

Michail Lomonossow schrieb bei dieser Gelegenheit einen weisen Satz: „Ein Volk, das seine Geschichte nicht kennt, hat keine Zukunft.“ Und im heiligen Buch der Bibel lesen wir in dieser Hinsicht: „Und gedenke des ganzen Weges, den dich der HERR, dein Gott, geleitet hat...“ (5. Mos. 8,2a)

Sich an den ganzen Weg zu erinnern, den der Herr uns geführt hat, und die herrlichen Werke zu kennen, die auf dem Weg geschehen sind, ist eine sehr nützliche und gesegnete Erkenntnis. Geschichte ist nicht nur eine Erinnerung an Ereignisse und Fakten der Vergangenheit. Die Geschichte ist eine endlose Galerie glorreicher und großer Taten, in der die Hauptfigur nicht das Volk, sondern der große Gott ist!

Das Ziel dieses Buches ist es, Leser jeden Alters die herrlichen Tatsachen der Wunder Gottes, die eng mit der Verbreitung des Evangeliums durch den Dienst der Nächstenliebe in verschiedenen Kulturen und Ländern verbunden sind, zu erzählen und zu beschreiben. Die Wunder und großen Werke Gottes, die in diesem Buch beschrieben werden, sind kein Grund, Menschen zu loben und zu verherrlichen. Dies ist eine großartige Gelegenheit, den großen Gott für seine Barmherzigkeit und Liebe zu den Menschen zu verherrlichen und zu loben.

Es ist sehr schwer, all das zu beschreiben, was der Herr in dreißig Jahren des Dienstes, in dem das Evangelium durch die Nächstenliebe verbreitet wurde, getan hat. Nur einen Ausschnitt der unzähligen Er-

aignisse konnten wir ins Buch aufnehmen. Die Inhalte wurden nicht in einer zeitlich chronologischen Abfolge verfasst, sondern eher nach thematischen Kapiteln sortiert.

Es ist auch nicht einfach, die Namen aller Mitarbeiter aufzulisten, die in diesem Bereich mitgekämpft haben. Aber wir wissen genau, dass vom Herrn nichts vergessen wird, denn: „Der HERR merkte auf und hörte es, und es ward vor ihm ein Gedenkbuch geschrieben für die, welche den HERRN fürchten und an seinen Namen gedenken.“ (Mal. 3,16)

Manche der Personen, die früher eifrig im Hilfswerk tätig waren, sind nicht mehr in unserer Bruderschaft. Das bedeutet, nicht in jedem Fall stimmen wir mit ihren heutigen biblischen Ansichten überein. Wir möchten jedoch die guten Taten von früher nicht ausradieren oder unerwähnt lassen, denn sie sind Teil unserer Geschichte. Nicht alle geschilderten Berichte konnten ins Genaueste auf ihre vollständige Richtigkeit überprüft werden. Doch selbst wenn Fehler unterlaufen sein sollten: Das Hauptmotiv der Arbeit und des Dienstes war und bleibt nicht das Lob der Menschen, sondern die herrliche Vergeltung, der die Gläubigen in der Auferstehung der Gerechten begegnen werden, denn es steht geschrieben: „es wird dir aber vergolten werden bei der Auferstehung der Gerechten.“ (Lk. 14,14b)

Wir drücken allen, die daran teilgenommen und dazu beigetragen haben, dass dieses Buch das Licht der Welt erblickt, unsere tiefste Wertschätzung und Dankbarkeit aus. Ihr habt eine großartige Arbeit geleistet, indem ihr gewissenhaft Stück für Stück wertvolle Informationen gesammelt habt. Dabei habt ihr Ausdauer und Fleiß bewiesen und eure Zeit, Mühe und materiellen Ressourcen geopfert.

Mit besonderer Herzlichkeit denken wir an die Arbeit und Beiträge zu diesem Werk von Thomas Fenske, Dennis Streichert und vielen anderen Kindern Gottes. Möge der Herr euch mit seinem reichen Segen in allen Bereichen eures Lebens belohnen.

- Viktor Folz und Nikolai Wall



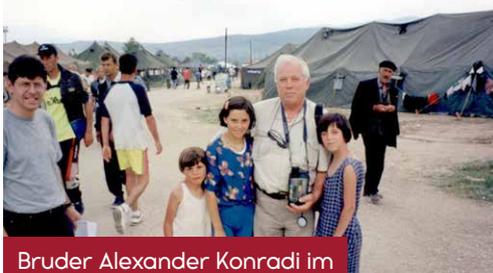
– KAPITEL 1 –

GRÜNDUNG EINES MISSIONSWERKS IN DER BFECG

„Warum bringt ihr uns diese Hilfe?“, fragte der junge Mann. Unsere Brüder waren in die Flüchtlingslager nach Albanien und Mazedonien gefahren. Sie brachten aus Deutschland mehrere LKWs voller Hilfsgüter mit. Jetzt sprachen sie mit einem jungen Flüchtling und hörten seine neugierige Frage.

Wir schreiben das Jahr 1999. Der Kosovo-Krieg hatte viele Menschen in die Flucht getrieben. Sie mussten sich im Flüchtlingslager mit einem Müllbeutel über dem Kopf vor Regen und Nässe schützen. In einem dieser Lager waren die Brüder nun angekommen und verteilten Hilfsgüter und Lebensmittel. Viele Kinder spielten auf schmalen Sandwegen. Als sie die Brüder erblickten, waren sie sofort bei ihnen, um sich mit ihnen fotografieren zu lassen.

Die Besucher aus Deutschland gingen durch das Flüchtlingslager.



Bruder Alexander Konradi im Flüchtlingslager.

Sie sahen, wie ein kleiner Junge zwischen den Zelten aus einer Eisentonne schmutziges Wasser entnahm. Er trank es aus. Ein alter Mann hockte auf der staubigen Erde und war dabei, sich eine Suppe zu kochen. Am Waschplatz

angekommen, sahen sie viele Frauen. Sie wuschen ihre Wäsche in kleinen Wannen. Oft fehlte die Seife und so spülten sie die Wäsche einfach nur mit Wasser.

Ein Mann kam auf die Brüder zu und hob sein T-Shirt hoch. Sein Bauch war mit Verbandmaterial notdürftig verbunden. Bei der Flucht über die Grenze schossen Milizen ihm in den Bauch. Mit großer Mühe erreichte er schließlich doch die mazedonische Grenze. Ein anderer Mann berichtete, wie er mit seiner Familie geflohen war: „Nachts war in unserem Dorf plötzlich ein lautes Geschrei zu hören. Man sagte, dass die feindlichen Soldaten auf unser Dorf zumarschierten. Wir wussten, was das für uns zu bedeuten hatte. Alles wurde schnell zusammengepackt und ab ging es. Die Kinder weinten, aber wir mussten alle aus ihren Betten holen und fliehen. Der Weg wurde zu Fuß oder mit Traktoren zurückgelegt – immer in der Angst, man könnte uns einholen und töten. Es war bekannt, dass die Soldaten zu Gräueltaten fähig waren. Einige Flüchtlinge haben es selbst erlebt, wie junge Männer auf spitze Stangen aufgespießt wurden. Frauen und junge Mädchen wurden vergewaltigt.“ Ein anderer Flüchtling berichtete, dass sogar eine schwangere Frau aufgeschlitzt und das Embryo entnommen wurde. Viele der Frauen wissen nicht, wo ihre Männer und Söhne geblieben sind. Die Familien wurden zum Teil weit verstreut. Man sah, wie es den Flüchtlingen schwerfiel, darüber zu berichten. Und hin und wieder sah man, wie Tränen der Trauer und Bedrückung über die Wangen rollten.

Ein junger Mann bot seine Hilfe als Dolmetscher an, da er Deutsch konnte. Nun fragte er die Brüder, weshalb sie aus Deutschland kamen und Hilfe brachten.

„Warum wir euch diese Hilfe bringen? Wir möchten nach der Bibel leben. Und darum wollen und können wir nicht tatenlos zusehen, wenn Menschen wie du leiden. Jesus Christus hat den Menschen auf Erden immer geholfen und ihnen Gutes getan. Ganz gleich, welcher Nationalität sie angehörten. Und dieses möchten wir als Christen mit Jesu Hilfe auch tun.“

Die Brüder merkten, dass diese Antwort den kleinen Freund bewegte. Nach einer kurzen Weile sagte er: „Bitte richtet allen Christen und Freunden ein herzliches Dankeschön aus. Für die Hilfe, die ihr an uns erwiesen habt.“

Diese Antwort unserer Brüder beschreibt sehr gut das Anliegen, das große Ziel der Mission Stephanus. Die Not der Menschen lag den Gründern schon lange Zeit auf dem Herzen, bis sie schließlich das Hilfswerk ins Leben riefen. Die Gründungsgeschichte ist sehr spannend, die wir nun näher betrachten möchten.



In der Stadt Speyer befindet sich der Hauptsitz des Missionswerks CDH Stephanus e. V. Die Mitarbeiter unterscheiden sich stark in ihrem Alter und Beruf. Doch es gibt eins, was sie verbindet. Gott hat ihnen ans Herz gelegt, sich um die vielen notleidenden Menschen auf der Welt zu sorgen. Missionsmitarbeiter arbeiten mit allem Fleiß daran, Lebensmittel, Kleidung, Medikamente und Werkzeuge zu sammeln und diese in die Gebiete der Welt zu bringen. Dorthin, wo sie am meisten gebraucht werden.



Von links: Anatoli Ortlieb, Alexander Siebert, Waldemar Akulenko, Nikolai Wall, Viktor Folz, Irina Barleben, Nelli Dalinger, Michael Akulenko

Für Christen, die mit dem Heiligen Geist erfüllt sind, ist Gutes tun nicht einfach eine Arbeit. Sondern ein geistlicher Dienst, der ihnen auferlegt wird. Einige opfern ihr ganzes Leben, um Gutes zu tun. Das Herz solcher Diener kann das fremde Leiden als ihr eigenes Leid empfinden. Die getrockneten Tränen auf Kindergesichtern, ihr sanftes Lächeln und offene Herzen für Gott ist der Lohn für die schlaflosen Nächte der Mitarbeiter und die Antwort auf lange Gebete.

Die Mission Stephanus arbeitet in verschiedenen Ländern der Welt. Schon ziemlich früh, im Jahr 1981, begannen die Geschwister in Cloppenburg Patenschaften für Kinder in Indien zu übernehmen, damit sie im Heim leben konnten. Diese Patenschaften waren eine Grundlage für die spätere Gründung des CDH Stephanus als Hilfsorganisation. Wie die Arbeit in Indien begann, berichten wir ausführlich in einem späteren Kapitel.

Doch hat unser Hilfswerk in erster Linie versucht, den Menschen in Russland und den ehemaligen Sowjet-Staaten zu helfen. Weil es für viele Christen in unserer Bruderschaft das Land ist, wo sie geboren und erwachsen wurden. Dort haben sie einen großen Teil ihres Lebens verbracht.

In den Zeiten von Katharina der Zweiten wurden unsere Vorfahren gut behandelt. Jedoch kehrte sich die anfängliche Freundlichkeit plötzlich in Zorn und Hass um. Unter der Regierung von Stalin wurden sie als Feinde der kommunistischen Regierung betrachtet. Sie erlebten Verfolgung und Vertreibung. Während des Zweiten Weltkrieges galten die Deutschen als Menschen zweiter Klasse in dem aufblühenden sozialistischen Land.

Nach dem Fall des Regimes öffneten sich die Grenzen. Jeder, der wollte, hatte die Möglichkeit, in seine geschichtliche Heimat auszuwandern: nach Deutschland. Jeder, der diesen Schritt tat, trug viele Erinnerungen und sehnsüchtige Gedanken mit sich. An die Freunde und Verwandte, die in Russland und den Nachbarstaaten blieben.

Die Aussiedler, die aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland einreisen durften, mussten alles zurücklassen. Das, was sie viele Jahre lang aufgebaut, eingespart und hart erarbeitet hatten. Viele ha-

ben ihre Häuser, Autos, Vieh und Grundstücke sehr günstig verkauft oder an die Verwandten verschenkt. Denn die sowjetische Regierung erlaubte pro Person nur einen Festbetrag in Höhe von 90 Rubel bzw. 270 DM mitzunehmen. Es führte dazu, dass die Familien dieses Geld in Haushaltsgegenstände anlegten und sich neue Bettwäsche, Kleidung usw. kauften. Damit konnten sie die erste Zeit in Deutschland überbrücken.

Es gab die Möglichkeit, im Übersiedlerlager vom Roten Kreuz Kleider zu bekommen. Oft hat man sogar mehr erhalten, als benötigt wurde. So teilte man und sortierte Kleidung für bedürftige Verwandte und Freunde. Dann wurden diese in die Sowjetunion geschickt. Die Not des Nächsten und die große Liebe zu Gott bewegte das Volk Gottes, das frisch dem eisernen Vorhang entkommen war, zur Tat. Man teilte alles, sogar das, was für die Familie von der Regierung zur Verfügung gestellt wurde.

Die Brüder Edwin Eggert aus Bremen und Ewald Böttcher aus Pforzheim waren schon sehr früh ausgewandert. Nun machten sie sich darüber Gedanken, dass die Glaubensgeschwister in der Sowjetunion Hilfe benötigten. Diese Einstellung war von Anfang an prägend bei den Geschwistern, die nach Deutschland ausgereist waren. Sie hatten die Armut und den Hunger am eigenen Leib erlebt.

Auch in den Jugendstunden wurde über die Zustände in der Sowjetunion berichtet. Wenn ein Vater aufgrund des Glaubens ins Gefängnis kam, stand die Familie mittellos und ohne Ernährer da. So wurden die Jugendlichen praktisch mit dem Gedanken erzogen, einander mit Gebet zu helfen und natürlich auch finanziell zu unterstützen.

Edwin hatte damals schon 13 Kinder und hatte in Bremen als Gemeindeführer genug zu tun. Das war für ihn und Ewald jedoch kein Hindernis. Im Jahr 1985 nahmen sie eine Menge Geld mit und reisten mit dem Zug nach Russland. Dort mussten sie sich vor dem KGB, dem russischen Geheimdienst, versteckt halten. Er ging streng gegen Christen vor. Das mitgebrachte Geld übergaben sie den dortigen Geschwistern.

Nach diesen ersten Erfahrungen brannte der Wunsch in Bruder Edwin, Hilfstransporte durchzuführen. Er motivierte seinen Sohn Alexander, mitzumachen. Dieser ging daraufhin in die Vorratskammer bei sich zuhause. Dort nahm er Konservendosen und andere Lebensmittelverpackungen heraus und schrieb alle Herstellernamen auf.

Alexander suchte die Telefonnummern dieser Firmen heraus und rief eine nach der anderen an. Gott segnete diesen einfachen Ansatz, um Unterstützer zu finden. Manche Hersteller willigten ein, Lebensmittel zu spenden.

Eine befreundete Organisation in Bremen, das Sozialwerk, stellte einen kleinen LKW zur Verfügung. Es war ein 3,5 Tonner. Ohne Schlafkabine, nur mit einer Dreier-Sitzbank. Mit diesen Spenden und dem geliehenen LKW konnten die Hilfstransporte aus Bremen heraus starten. Anfangs fanden sie noch unregelmäßig statt. Doch etwa einmal im Monat ging ein Transport nach Russland oder die Ukraine.

Da die Arbeit reifte und immer mehr Transporte stattfanden, entstand der Wunsch: „Lasst uns einen LKW kaufen. Dann haben wir Platz, um mehr Güter zu verladen.“ So kaufte die Gemeinde in Bremen einen LKW, den Kamaz, und baute ihn um. Sie besaß damit einen eigenen Transporter, schon bevor die Mission in Bremen oder Speyer gegründet wurde.

Die Anzahl der Transporte wuchs weiter. Alle zwei Wochen fuhr der LKW mit Spenden ins Ausland. Es war sinnvoll, einen festen Fahrer einzustellen, der diese Fahrten übernahm und das Fahrzeug instand hielt. Es war Bruder Waldemar Brauer.



Erinnerungen an die schwer verlebten Jahre in der Sowjetunion entfachten auch in der Seele von Bischof Alexander Konradi ein großes Verlangen, eine Wohltätigkeitsorganisation zu gründen. Alexander und seine Familie mussten in der Verfolgungszeit viel Leid ertragen.

Seit seiner Kindheit litt er unter dem autoritären Regime der Sowjetunion, obwohl weder er noch seine Familie sich bei der Obrigkeit



Bischof Alexander Konradi

etwas zuschulden kommen ließen. Sein Vater ließ sich schon früh von der bolschewistischen Propaganda begeistern. Er kämpfte als Soldat im Krieg mit und wurde dabei sogar verwundet. Aber selbst das bewahrte ihn nicht vor ständiger Missgunst der Behörden. Nach seiner Genesung wurde sein Vater als Verräter angeklagt und zu zehn Jahren Gefängnis und fünf Jahren Verbannung verurteilt. So wurde er nach Omsk in Sibirien ausgewiesen. Der Diktator Josef Stalin unterstellte nämlich allen russischen

Bürgern mit deutscher Nationalität Sympathien gegenüber der deutschen Armee Hitlers. Gnadenlos verbannte er alle nach Sibirien.

Auf diese Weise gelangte Alexander Konradi zunächst in das Dorf Tichomirowka im Gebiet Tomsk, zusammen mit seiner Mutter, Bruder, Schwester sowie Großmutter. Anschließend ging es weiter bis nach Assino im Gebiet Tomsk, wo sie unter ständiger Beobachtung standen. Fortan hatten sie kein Recht, dieses Gebiet zu verlassen.

Obwohl sie niemandem schadeten und keinen Bezug zu dem deutschen Faschismus hatten, galten sie als Feinde des Landes. Alle mit deutscher Herkunft bekamen den Hass auf Hitler zu spüren. Angestachelt von Stalins Ideologie, wurden sie verächtlich als „Fritz“ und „Hans“ beschimpft. Bei jeder Situation wurden sie wie Volksverräter behandelt. Die Familie Konradi traf es umso härter, weil der Vater als Verräter galt. Die Mutter wurde dazu gezwungen, in der Taiga bei der Holzverarbeitung zu helfen. Sie durfte nur einmal im Monat nach Hause, um die Kinder zu sehen. Sie mussten so sehr hungern, dass Alexanders Großmutter und sein kleiner Bruder es nicht überlebten.

Eines Tages wurde Brot geliefert. Durch Unachtsamkeit wurde dieses Brot durch Kerosin verseucht. Die Menschen konnten dieses Brot nicht essen. Dieses mit Kerosin verseuchte Brot wurde deshalb

an Deutsche ausgegeben, wenn sie Essensmarken besaßen. „Mama“, freute sich der kleine Alexander, „es wäre großartig, wenn wir jeden Tag Brot mit Kerosin essen könnten!“

Er ging gerne in die Dorfschule, obwohl er nicht mal eigene Kleidung zum Anziehen besaß. Da seine Schwester und er sich die Stiefel und die Jacke teilten, wechselten sie sich mit dem Schulbesuch ab. Zum Schreiben benutzten sie getrocknete Birkenrinde, da es nichts anderes gab. Sein fünfzehnter Geburtstag war ein besonderer Tag, an den er sich lange zurückerinnerte. Er hatte etwas von seiner Mutter geschenkt bekommen: Eine Pfanne voll mit Bratkartoffeln. Für uns heute eine Selbstverständlichkeit, für ihn damals das erste Mal so richtig satt essen.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er schon seit zwei Jahren die Schule verlassen. Denn seine Mutter war nicht mehr in der Lage, die Familie alleine zu versorgen. Zunächst arbeitete er bei der Holzverschiffung mit, später half er beim Holzhüttenbau. Sein gesamtes verdientes Geld gab er seiner Mutter ab. Kurz darauf absolvierte er eine Ausbildung zum Mechaniker. Ungefähr zu dieser Zeit sah er auch zum allerersten Mal seinen Vater. Bilder seines Vaters halfen ihm, ihn wiederzuerkennen.

Bruder Alexander musste viele Entbehrungen und Not durchmachen. Er ging mit einem kämpferischen Geist durch das Leben. Seine Mutter war Lutheranerin und erzählte ihm schon früh von Gott. Sie betete viel für ihren Jungen und glaubte, dass Gott alle ihre Gebete zu seiner Zeit erhören wird. Doch persönlich tat er nichts mehr, um Gott näherzukommen. So tat Gott eines Tages den ersten Schritt. Er sah eine Vision:

„Ich befand mich in einem Gewitter. Es blitzte und donnerte gewaltig. Schwarze Wolken verfolgten mich. Ich bekam schreckliche Angst und fing an zu laufen – doch wohin? Ich fand keinen Ausweg. Verzweifelt fiel ich auf die Knie und schrie: ‚Herr, rette mich!‘ Da verstummte das Gewitter augenblicklich. Auf einer weißen Wolke sah ich plötzlich Jesus Christus, wie er seine Arme ausbreitete. Er sagte: ‚Ich werde

dich retten!“ Seitdem ließ mich das Gefühl nicht mehr los, verloren zu sein. So folgte ich meiner Mutter bereitwillig, als sie mir eines Tages vorschlug, mit zum Gottesdienst zu gehen. Eigentlich wollte ich mit meinen Freunden feiern gehen.“

Diese tapfere und mutige Frau hat ihre Hände nicht in den Schoß gelegt oder sich entmutigen lassen. Sie kämpfte ganz anders als ihr Sohn. Sie kämpfte in der Liebe und im Glauben und sie hat gesiegt. Nicht nur ihre Tochter, sondern auch ihr Sohn bekehrte sich zu Jesus und wurde ein treuer Nachfolger Jesu.

Nun brannte auch er für den Glauben an Christus: „Ob im Zug, auf der Arbeit, in der Stadt oder unterwegs – überall sang und erzählte ich von Jesus. Mein tiefster Wunsch war es, eine eigene Bibel zu besitzen, obwohl es dafür eine Haftstrafe von 25 Jahren geben konnte. So fuhr ich zusammen mit weiteren Brüdern hinaus in die Dörfer zu alten Leuten, die ihre Bibeln noch aus der Zarenzeit besaßen. Sie besserten ihre Bibeln liebevoll aus, damit andere Menschen sie auch gebrauchen konnten.“

Es setzte unter der Regierung Stalins eine große Christenverfolgung im Land ein. Polizei und KGB drangen in Gottesdienste ein und trieben die Versammelten auseinander. Sie verboten die Versammlungen und schrieben sich alle Anwesenden auf. Auch die Arbeitgeber erhielten die Listen mit den Namen der Gläubigen. Damit sollten sie sich auch am Arbeitsplatz ganz individuell um die jeweilige Person kümmern. Die Obrigkeit legte alle Gewalt daran, die Christen davon zu überzeugen, dass es keinen Gott gibt.

Später, als Alexander Konradi Pastor war, wurde auch er besonders häufig zu Verhören gerufen.

Man sagt nicht ohne Grund: „Hinter jedem großen Mann steht eine starke Frau“. Das kann man auch über die liebevolle und treue Frau von Bruder Alexander Konradi sagen. Sie trug nicht umsonst den Namen: Frieda. Ihr Wesen war von stiller Demut, mütterlicher Fürsorge und friedvoller Ausstrahlung geprägt. Man kann sich nicht vorstellen, was eine Frau in der Verfolgungszeit durchmachen musste, deren

Mann verfolgt und ins Gefängnis gesteckt wurde. Im weiten Nord-Kasachstan, mit kleinen Kindern und keinen Mitteln zum Überleben, setzte sie ihr ganzes Vertrauen auf Gott.

Einmal gab Gott ihm einen Traum: Er beendete die Mittelschule. Bei dem feierlichen Abschluss sagte der Direktor den Schulabgängern, dass Alexander Konradi die Schule mit der besten Note beendet hat. Er würde in die Hochschule entsendet werden für 5 Jahre.

Als Alexander seinen Traum seiner Frau Frieda erzählte, beruhigte sie ihn: „Das bedeutet, dass du weitergehst, das Werk Gottes zu lernen und vielleicht sogar für Gott im Gefängnis zu leiden.“

Zu diesem Zeitpunkt war auch schon bekannt geworden, dass mehrere Brüder aus der Gemeinde Barnaul verhaftet worden waren. „Am 25. Januar 1963 wurde ich zur Staatsanwaltschaft bestellt. Trotz hohem Fieber und Krankheit ging ich hin. Der Vorgesetzte des Komitees für Staatssicherheit lächelte zynisch, als er mich sah: ‚Bei uns im Gefängnis werden wir dich von allen Krankheiten erfolgreich therapieren.‘“ Er kam in Untersuchungshaft.

Es war natürlich auch verboten, den Insassen Lebensmittel von außen zukommen zu lassen. Doch Frieda kam zum Gefängnis und bedrängte den Oberst so lange, bis dieser das mitgebrachte Lebensmittelpaket einfach genehmigte. Alexander nahm das Paket entgegen: „Als ich nach der Besuchszeit zurück in meine Zelle kam, freuten sich 20 Mitinsassen über die Lebensmittel.“

Die lokalen Zeitungen übergossen in ihren Berichten die Christen mit einer Menge Schmutz. Sie ließen keine Gelegenheit aus, die Gläubigen anzugreifen und zu erniedrigen. Erlogene Geschichten, z. B. über Opfer von kleinen Kindern, machten die Runde. Die Reporter stellten die Christen als Wahnsinnige dar. Als Rückständige, welche die öffentlichen Ordnungen missachteten und den Weg zur glorreichen kommunistischen Zukunft des Landes verhinderten.

Im weiteren Verlauf nahm der KGB diese Anschuldigungen zum Anlass, ein öffentliches Gerichtsverfahren für bestimmte Christen abzuhalten. In diesem ging es alles andere als gerecht zu. Den Ange-

klagen wurde das Wort jedes Mal sofort entzogen, wenn sie gegen die Anklage protestieren wollten. Sie wollten sich verteidigen und an die demokratischen Grundrechte des Landes erinnern. Daran, dass sie dem geltenden Recht nach ihr Gewissen nicht belasten mussten. Doch man ließ sie nicht.

Schließlich wurde Alexanders Gerichtsurteil verkündet: „Fünf Jahre Freiheitsentzug und die Konfiszierung seines Eigentums.“ Als Frieda das Urteil hörte, blieb sie gefasst und weinte nicht. Sie unterstützte ihn und sagte: „Es wird alles gut, bleib in Gott, nur das ist wichtig!“

Die Gefangenschaft fiel ihm schwer: „Um uns mit sinnloser Arbeit zu schikanieren, befahl uns die Gefängnisleitung z. B. die hartgefrorene Erde aufzumeißeln, nur um die Gruben anschließend wieder zuzuschütten. Im Straflager haben mich die Beamten des KGB nicht in Ruhe gelassen. Sie sind in regelmäßigen Abständen zu mir gekommen und haben mich zum Verhör bestellt. Ihr Ziel war es, mich davon zu überzeugen, dass es keinen Gott gibt. Sie haben mich für einen naiven, jungen Mann gehalten, dessen Willen sie schnell brechen könnten. Anfangs haben sie mich immer wieder in Diskussionen verwickelt, um mich zu demütigen und von ihrem Weltbild zu überzeugen. Doch als sie jedes Mal eine Niederlage erlitten, hörten sie irgendwann auf. Ich schlug die Agenten mit ihren eigenen Waffen. Ich vergeudete die wenige freie Zeit im Lager nicht, sondern las in der Gefängnisbibliothek die Werke von Marx und Lenin. Das Gelesene prägte ich mir gut ein. Dank meines guten Gedächtnisses konnte ich in den Diskussionen dann frei auf die Werke des Marxismus verweisen. Mein Wissen ermöglichte es mir, auf die gedanklichen Widersprüche der Schöpfer dieser Ideologien hinzuweisen. Auf diese Weise konnte ich den wissenschaftlichen Kommunismus vor seinen blinden Anhängern entkräften.“

Bruder Alexander war zu allen gerecht, schützte die Schwachen und half jedem, der es nötig hatte. Das erkannten alle Häftlinge an. Es freute sich das ganze Lager mit ihm, als es auf die Freilassung zuging. Als er sich am 25. Januar 1968 von Häftlingen und Gefängnispersonal ver-

abschiedete, stand er hoch in der Achtung dieser Leute. Seine Haftzeit hatte er bis zum letzten Tag abgesehen. Dabei war er seiner Überzeugung treu geblieben und hatte sein Gewissen rein gehalten.

Die Häftlinge warfen ihre Mützen in die Luft und riefen mit Freude: „Sascha, die Freiheit! Sascha, die Freiheit!“ „Am Gefängnistor wurde ich von meiner Frau Frieda und meiner fünfjährigen Tochter Larissa empfangen. Beim Anblick meiner Tochter kamen mir die Tränen, denn Larissa kam gerade kurz nach meiner Inhaftierung auf die Welt. Wir, die kleine Gesellschaft von Vater, Mutter und Tochter, gingen zu Fuß nach Hause.“



Im selben Gefängnis [in Asino], in dem er 5 Jahre verbrachte, konnte Bruder Alexander viele Jahre später als freier Mann evangelisieren.

Die Familie Konradi zog durch die Führung Gottes nach Makinsk, wo Alexander zum Gemeindeleiter eingeseget wurde. Einmal im halben Jahr trafen sie sich mit allen Gemeindeleitern und Diakonen Mittelasiens, um sich untereinander auszutauschen. Auf einem dieser Treffen erwähnte ein Bruder: „Es gibt so viel weltliche Literatur zum Lesen, aber unsere Geschwister sehnen sich nach Literatur, die sie geistlich stärkt.“

Alexander Konradi begann mit einem neuen Projekt, von dem zunächst niemand wusste. Nicht mal seine Frau und die Kinder. Er gründete eine Untergrund-Druckerei, in der das kostbare Wort Gottes gedruckt und gebunden wurde. Die Geschwister arbeiteten meist in der Nacht. Dabei waren sie in der ständigen Gefahr, entdeckt zu werden. So verbreiteten sie das Evangelium in der schweren Zeit der Verfol-

gung. Keiner wird von der gewaltigen Arbeit erfahren, denn die meisten, die dabei beteiligt waren, sind schon in der Ewigkeit.

Als er gerade auf Reisen war, wurde ihm von dem KGB ein Spion in das Doppelzimmer des Hotels untergeschoben: „Ich habe meinen sonderbaren Zimmergenossen durchschaut und weckte in der Nacht die Brüder, um heimlich aus dem Hotel zu verschwinden. Als der KGB das bemerkte, saßen wir bereits im Flugzeug. Die Agenten verfolgten unsere Flugroute und informierten ihre Kollegen in Kasachstan über uns. Eigentlich sollte das Flugzeug planmäßig die Flughäfen in Petropawlowsk und in Koktschetaw ansteuern. Doch wegen schlechter Wetterverhältnisse wurden beide Landungen gestrichen. Nach einer Zeit ging der Treibstoff aus, sodass wir in Kustanay notlanden mussten. Am nächsten Morgen konnte ich trotz allem ohne Verspätung an meinem Arbeitsplatz bei der Eisenbahn erscheinen.“

Einmal kam der KGB gegen 5 Uhr morgens, als Frieda und eine der Töchter gerade dabei waren, die Kuh zu melken. Sie fingen an, ihr Haus zu durchsuchen. Sie nahmen alle Gegenstände heraus und auch alle Schubladen durchsuchten sie. Es entstand ein richtiges Chaos. Doch Frieda verstand sofort, wer diese Leute waren, und ging schnell, um die Prophezeiungen sowie Adressen der Brüder in den Ofen zu werfen, bevor jemand anderes sie finden konnte. Auch vor dem Haus standen noch Leute vom KGB. Sie bemerkten, dass plötzlich Rauch aus dem Schornstein aufstieg. Doch bis sie nachschauen konnten, war allerdings schon alles verbrannt.

Als Ende der Achtzigerjahre die Regierung der Sowjetunion wechselte und Gorbatschow an die Macht kam, änderte sich auch das politische Klima in dem Land. Bürger mit deutscher Staatsbürgerschaft bekamen die Genehmigung, Russland zu verlassen. Sie durften in ihre Heimat zurückkehren: „Der KGB wollte die neue Situation zu seinem Vorteil nutzen und nötigte mich, das Land zu verlassen. Damit wollten sie bewirken, dass die Gemeinden nicht noch zahlreicher werden. Der Reichtum und der hohe Lebensstandard in Deutschland interes-

sierten mich nicht. Doch die Möglichkeiten, von Deutschland aus zu helfen, faszinierten mich. 1988 war es dann endlich so weit: Wir zogen nach Deutschland. Ich bemühte mich gleich darum, viele Brüder und Schwestern für meine Idee zu gewinnen, ein Missionswerk zu gründen. Einer der ersten Brüder, die mich bei diesem Vorhaben unterstützten, war Bruder Jakob Wiebe.

Durch Weissagungen bekam ich die Bestätigung von Gott, dass dieses Werk nötig sei. Doch viele Geschwister mussten sich erst in der neuen Umgebung zurechtfinden. Ein weiterer Unterstützer war Bruder Rubin Firus. Gemeinsam verschickten wir Pakete mit christlicher Literatur an die Geschwister in Russland. Wir wussten, wie viele Millionen Menschen nur darauf warteten, die gute Nachricht zu hören. Den meisten Menschen war es eine große Freude, das Neue Testament zu besitzen.

Am 13. Februar 1993 ging meine liebe Frau Frieda heim. Sie hat ihr Leben lang alles gegeben, um mich in meinem Dienst zu unterstützen. Der Tod meiner geliebten Frau hat mich tief erschüttert. Aber es brachte mich nicht davon ab, weiter auf Gottes Erntefeld zu dienen. Dafür gab mir Gott eine neue Helferin, meine zweite Frau, Valentina. Sie half mir dabei, den großen Kummer und Schmerz des Verlustes zu überwinden. Sie wurde, genauso wie einst Frieda, eine gute Stütze für mich. So konnte ich meine Arbeit als Bischof weiterhin mit Freude ausüben. Mutig führte ich die Pläne zur Ehre Gottes aus, die dem Willen meines himmlischen Vaters entsprachen.“

Bruder Alexander Konradi durchlebte schwere Zeiten: Erst die Verhaftung und Verschleppung des Vaters und die Aussiedlung nach Sibirien. Eine hungrige und kalte Kindheit. Danach die Verfolgung und Verurteilung wegen des Glaubens. Aber so wie das Gold mehrere Reinigungsprozesse im Feuer durchmacht, so stärkt auch die Verfolgung die Liebe und Treue zu Gott.

Alexander Konradi war gut mit Rubin Firus befreundet, weil sie durch den Evangelisationsgeist sehr miteinander verbunden waren. Alexander hat außerordentlich gute Menschenkenntnisse. In Rubin

hat er großes Potenzial und viele gute Eigenschaften gesehen. Nein, sie waren natürlich nicht immer einer Meinung, doch sie hatten ein Ziel vor Augen: Jesu Beispiel zu folgen und ihm und dem Nächsten zu dienen. Die beiden waren bereit, jeden Preis dafür zu zahlen, um Jesus den verlorenen Menschen näherzubringen. Gott führte sein Werk nach seinem Willen. Er hat es gesehen, dass seine Kinder mit dieser Aufgabe fertig werden.

Rubin war ein energischer, zielstrebig Mann, voller Ideen und Pläne. Sein Herz brannte in völliger Hingabe für Gott und den Nächsten. Seine älteste Schwester Elsa erinnert sich, dass er bereits als Kind immer beschäftigt war. Seit seiner Jugend war er ein ausgesprochener Aktivist, geschickter Organisator und guter Unternehmer. Er war hilfsbereit, umgänglich, zielstrebig, kontaktfreudig, gesellig. Kurzgefasst: Er war ein aktiver und zielstrebig Christ.

Sein offener, ehrlicher und sehr direkter Charakter machte Rubin zugänglich für jeden. Er konnte die Jugend für die Arbeit begeistern. Zu jedem gewann er schnell freundschaftlichen Zugang. Er zündete, bewegte und begeisterte die Jugend für das Werk des Herrn. Er konnte direkt sagen, was gut und was nicht so gut ist. Seine Opferbereitschaft hatte keine Grenzen. Er scheute kein Risiko und ging unaufhaltsam auf das Ziel zu. Den Kritikern passte oft seine Geradlinigkeit, seine hohen Anforderungen an sich selbst und an die Anderen und seine strenge Disziplin nicht. Seine Freunde aber schätzten die Echtheit und Aufrichtigkeit seines Charakters. Der Dienst für Gott und den Menschen hatte für ihn immer die erste Priorität. Er war kompromisslos und manchmal sogar fordernd. Das, was er sich selbst nicht erlaubt hat, erlaubte er den anderen auch nicht. Er schonte sich nicht und übernahm jede Arbeit.

Dieser brennende Mann konnte unter der Leitung Alexander Konradis die Mission in einem Jahr zu großem Aufschwung bringen. Trotz der Tatsache, dass er erst vor Kurzem nach Deutschland kam. Trotz seiner großen Familie und trotz der vielen Arbeit in der Gemeinde als Jugendleiter. Seit der Kindheit konnte Rubin gut Deutsch. Das machte

ihn zu einem wertvollen Mitarbeiter für die Mission. Als er mit seiner Familie mit 7 Kindern von Almaty/Kasachstan nach Deutschland kam, konnte er nicht tatenlos zusehen, wie viele Menschen ihre gut erhaltenen Sachen wegwarfen. Auch die Menge der christlichen Literatur und die Glaubensfreiheit begeisterten ihn sehr.

Rubin hatte in Speyer einen Büchertisch ins Leben gerufen. Ende der 80er-Jahre begann er, nach dem Gottesdienst die Bücher zu verkaufen und schlug auf den Preis 2–3 DM auf. Dieser kleine Aufpreis diente als Spende, um eine kleine Bibliothek im Foyer des Speyerer Gemeindehauses aufzubauen. Als die Bibliothek fertig war, ging diese Spende an die Mission. Oder er handelte mit den Verlagen besondere Rabatte aus. Das eingesparte Geld durch die günstigeren Einkaufspreise spendete er der Stephanus-Mission.

Doch schon bevor die Stephanus überhaupt gegründet wurde, begann Rubin diesen Dienst in den Jahren 1988/1989. Er bestellte sehr viel geistliche Literatur, die er nach Russland, Kirgisien und Kasachstan transportierte. Auch arbeitete er eng mit dem AVC („Aktion für verfolgte Christen und Notleidende“) zusammen und erhielt viel Literatur von der Mission „Licht im Osten“. Hunderte Bibeln und Kinderbibeln lud Rubin in seinen Mitsubishi ein und fuhr sie persönlich in die fernen Länder.

Natürlich war es ein Risiko, ein volles Auto mit christlichem Material dorthin zu bringen. Doch es war geistliche Speise für die Menschen. Später wurden Pakete per Flugzeug oder Zug dorthin geschickt. Jede Gemeinde wurde aufgefordert, ein Paket mit geistlicher Literatur fertig zu machen.

Gott wirkte in vielen weiteren Herzen seiner Kinder bundesweit. So bildete sich im Jahr 1989 eine Gruppe von Geschwistern aus Süd- und Norddeutschland, die für den Herrn brannten und Menschen in Not helfen wollten: neben Alexander Konradi und Rubin Firus auch Bruder Edwin Eggert, Viktor Folz, Eduard Buchmüller, Gottlieb Lohrai und Alexander Lohrai, Jakob Neufeld und Walter Fischer. Edwin Eggert ist 1973 als einer der ersten Russlanddeutschen in die Bundesrepu-

blik eingewandert, Gottlieb und Alexander Lohrai waren im Jahr 1975 ebenso sehr früh nach Deutschland gekommen.

Als Gründungsvater der ersten Stunde brannte Alexander Konradi und die anderen Brüder dafür, Hilfstransporte zu organisieren: „Wir müssen alles tun, um den Menschen in unserer alten Heimat zu helfen, ihnen geistliche Literatur sowie notwendige Dinge des Lebens zu bringen.“ Sie stammten aus der ehemaligen Sowjetunion und hatten selbst Verfolgungen, Trübsal und Not miterlebt. Versammlungen hinter verschlossenen Türen. Die Fenster wurden mit Kissen abgedichtet, damit bloß kein Gesang oder Gebete draußen zu hören waren. Keiner wusste, wie lange der eiserne Vorhang noch die Menschen in der Sowjetunion unterdrücken würde.

Auf der deutschlandweiten Brüderversammlung im Jahr 1989 wurde die Frage nach der Gründung einer Mission bzw. eines Hilfswerks behandelt. Die Gründungsväter erhielten nach einigen Diskussionen die Zustimmung zur Gründung des Missionswerks „CDH Stephanus e. V.“. Zusätzlich hatte Bruder Alexander Konradi eine Bestätigung durch eine Offenbarung von Gott erhalten, dass dies der Wille Gottes sei.

Im Jahre 1990 wurde das Christlich Diakonische Hilfswerk CDH Ste-



Von links: Alexander Konradi, Rubin Firus, Valentin Botte, Edwin Eggert

phanus e. V. offiziell als Verein registriert. Die operative Führung und Organisation der Missionsarbeit lag auf den Schultern von Rubin Firus. Alexander Konradi war eine starke Stütze, um als Bischof die Gemeinden zu überzeugen, wie wichtig die Missionsarbeit ist.

« Stephanus »



Christliches Diakonisches Hilfswerk e. V.

Protokoll Nr. 1

am 05.11.1989. in 6720 Speyer, Siemensstrasse 7.

Beginn: 20.00. Uhr.
Ende: 22.00. Uhr.
Anwesend: Alexander Konradi.
Rubin Firus.
Helene Steinbrenner.
Edwin Eggert.
Jakob Neufeld.
Walter Fischer.
Viktor Folz.
Gustav Siebert.

Versammlungsleiter: Alexander Konradi.

TOP 1: Begrüßung.

Herr Konradi Alexander begrüßt die Anwesenden.

TOP 2: Antrag auf Satzung Feststellung.

Der Versammlungsleiter Herr Alexander Konradi] verliest den Entwurf der Satzung. Die in der vorgelegten Form anerkannt wird.

TOP 3: Eintragung des Hilfswerkes als Verein.

Es wird darüber abgestimmt] dass das Christliche Diakonische Hilfswerk "Stephanus" in das Vereinsregister eingetragen werden soll.

Abstimmung: 8 Ja-Stimmen.

TOP 4: Wahl des Vorstands sowie des beratenden Komitees.

Als 1 Vorsitzender wird Herr Alexander Konradi bestimmt, als 2 Vorsitzender wird Herr Firus Rubin. Schriftführerin wird Frau Steinbrenner Helene.

Als beratendes Komitee fungieren: Eggert Edwin, Neufeld Jakob, Fischer Walter, Folz Viktor sowie Siebert Gustav.

Abstimmung: 8 Ja-Stimmen.

Die jeweiligen Wahlen werden von den Gewählten angenommen.

Speyer, den 05.November 1989

1. Vorsitzender.

Schriftführerin.

2. Vorsitzender.

6720 Speyer, Siemensstraße 7, Tel. 06232-43835. Bankverbindung: Sparkasse Speyer, BLZ 54750000. Konto-Nr. 82008.
1. Vorsitzender: Alexander Konradi. Geschäftsführer: Rubin Firus.

Gründungsprotokoll

Im Vorstand befand sich Bischof Alexander Konradi als 1. Vorsitzender sowie seine Freunde und Gleichgesinnten Rubin Firus (2. Vorsitzender), Eduard Buchmüller, Edwin Eggert, Viktor Folz, Gustav Siebert, Helene Steinbrenner, Jakob Neufeld, Walter Fischer, Gottlieb und Alexander Lohrai. Nicht zu vergessen die unersetzbaren Fahrer der Mission: Waldemar Brauer und Waldemar Akulenko. Auf ihnen lag die Verantwortung, die Transporte in die Gebiete der Not zu überbringen.



Alexander Konradi



Rubin Firus



Eduard Buchmüller



Edwin Eggert



Viktor Folz



Gustav Siebert



Helene Steinbrenner



Jakob Neufeld



Walter Fischer



Gottlieb und
Alexander Lohrai



Waldemar Brauer



Waldemar Akulenko

Was ist der Hintergrund für den Namen des Hilfswerks sowie das Logo, auf dem zwei Hände ein Brot brechen? In der frisch gegründeten Gemeinde zur Zeit der Apostel gab es ein Problem. Manche Witwen wurden bei der täglichen Lebensmittelverteilung benachteiligt. Daraufhin haben die Apostel den Entschluss gefasst, vom Heiligen Geist erfüllte Menschen einzusegnen. Diakone, die diesen anspruchsvollen Dienst verrichten sollten. Stephanus war einer von ihnen. Er war treu in seinem Dienst und durfte als erster Diakon für den Namen Jesu als Märtyrer sterben. Seine Hingabe und Treue, sein heiliger Wandel und Gehorsam gegenüber dem Heiligen Geist ist ein glänzendes Beispiel für alle Christen.

Sein Zeugnis wurde dem Rubin sehr wichtig. Darum haben wir für die Mission den Namen Stephanus gewählt. Als Logo sollen zwei Hände, die ein Stück Brot mit den Bedürftigen teilen, unsere Aufgabe verdeutlichen. Ebenso, wie Jesus einst bei der Speisung der großen Menschenmengen zum Himmel aufsah, dankte, die Brote brach und sie schließlich den Jüngern gab, damit sie die Brote an die hungrigen Menschen austeilen.

Der Start in der Missionsarbeit selbst war nicht ganz leicht. Sie hatten viele Unterstützer. Doch gab es auch einige Geschwister, die der Mission von Beginn an kritisch gegenüberstanden. Es gab negative Gerüchte. Gott sei Dank legte sich dies alles bald. Je mehr gegen die Mission gesprochen wurde, desto neugieriger wurden die Gemeinden. Die Mitarbeiter erhielten viele Einladungen in die Gemeinden, um die Arbeit vorzustellen. Es steckt in der Natur der Gemeinde Christi und in ihren Genen, als Gemeinde zu missionieren. Eine Trennung der Mission von der Gemeinde steht im Widerspruch zu den biblischen Prinzipien. Die christliche Gemeinde im 21. Jahrhundert existiert, weil die letzten 2000 Jahre missioniert wurde und weiterhin wird.

Dadurch wurde die Mission Stephanus mit der Zeit immer mehr akzeptiert. Mittlerweile ist sie eine der bedeutendsten Säulen in unserer Bruderschaft. Viele Gemeinden beteiligen sich nun aktiv an der Sammlung von Mitteln, der Lagerung und der Organisation der Trans-

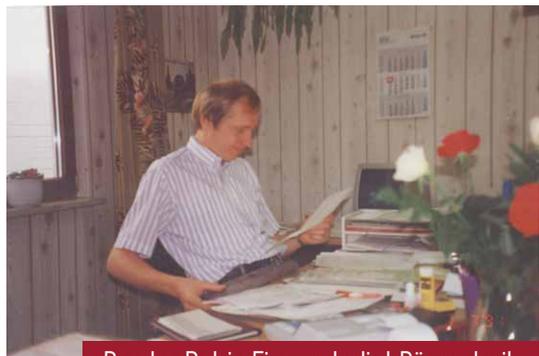
porte und natürlich mit Gebet. Die Hilfsgüter stammen von Privatleuten, von anderen Wohltätigkeitseinrichtungen oder Geschäften und Industriebetrieben. Selbst die Bundeswehr gab der Stephanus Unterstützung, wie wir später noch lesen werden.

Diese ganzen Sachspenden wurden eingesammelt, sortiert und in die armen Länder transportiert. Obwohl die Christen in Deutschland weit weg von der Not wohnten, vergaßen sie nicht, warum Gott sie so reichlich segnete. Sie sollten bereit sein, mit den Armen zu teilen und freudig zu geben.

Diese Haupttätigkeitsbereiche ergaben sich mit der Gründung des CDH Stephanus:

- Organisation und Finanzierung der Evangelisation
- Gründung neuer Gemeinden
- Verbreitung der Bibel und christlicher Literatur
- Unterhaltung der Evangelisten und Diener
- Transport humanitärer Hilfe
- Erbringung der Ersten Hilfe in den Naturkatastrophen-Gebieten
- Betreuung der Kinder in Kindergärten
- Anregen zum Wohltätigkeitsdienst von mehr und mehr Christen

Angefangen hat das Hilfswerk Stephanus bei null, mit einem kleinen Zimmer, das als Lager für Pakete diente, und einem alten Kleintransporter. Die Mission hatte noch kein eigenes Gebäude, geschweige denn ein ganzes Gelände. Stattdessen erhielt sie einen Raum in der Speyerer Gemeinde zugeteilt, in dem die Bücher und Hilfsgüter gelagert werden konnten.



Bruder Rubin Firus erledigt Büroarbeit.

Die ganze Gemeinde in Speyer wirkte bei dieser Arbeit mit. Jede Reise wurde gemeinsam organisiert und von den Brüdern gesegnet. Nach der Reise gab es einen Infoabend, an dem Bruder Alexander und Rubin die Bilder mit einem Diaprojektor an die Wand projizierten. So berichteten sie der Gemeinde von dem Missionseinsatz. Dies begeisterte die Jugend sehr. Sie opferte ihre Kraft und Zeit, oft bis spät in die Nacht. Die jungen Geschwister sortierten die gespendeten Socken von einer Strickfabrik oder die Schuhe, die ein Schuhgroßhandel gespendet hatte. Wenn ein LKW zu beladen war, gingen sie manchmal zu später Stunde heim.

Tatkräftig und mit Gebet stand auch Rubins Frau Rosa ihm zur Seite. Sie half, wo und wann sie nur konnte, trotz der Aufgaben, die sie zu bewältigen hatte. Rosa war stets treu an der Seite ihres Mannes. Nicht nur einmal hat sie spät in der Nacht die Jugend in ihrer kleinen Wohnung aufgenommen und bewirtet. Oft haben sie mit der ganzen Familie, zusammen mit den Kindern, in der Mission mitgearbeitet. Nur Gott allein weiß, wie viele Gäste sie privat aufgenommen, untergebracht und gepflegt haben.



Die fleißigen Helfer beim Sortieren.

Die Mission von damals ist nicht mit der Mission von heute zu vergleichen. Die Christen haben wenig gehabt und alles geteilt: die Wohnung, das Essen, die Betten. Sie opferten ihre Zeit, Finanzen, Familienleben und alles für Gott. Das war echtes christliches Leben, voller Opferbereitschaft und Verzicht. Auch der Vater von Rubin hat unermüdlich von morgens bis abends in der Mission mitgearbeitet.

Waldemar Akulenko, der erfahrene Kraftfahrer, der von der Gründung an bei der Mission dabei ist, kennt auch das Geheimnis seines Dienstes für die Mission – das ist seine Frau, die ständig für ihn betet. Sicherlich gab es viele gute und furchtlose Fahrer. Doch so eine Frau ist selten, die ihren Mann so völlig Gott anvertrauen und in sehr gefährliche Reisen gehen lassen konnte. Sie trug und trägt immer noch die Last der Reisen im Gebet vor Gott und ist bereit, das Teuerste für Gott zu opfern. Darüber hinaus unterstützte sie Rosa Firus beim Sortieren von Kleidung oder beim Aufnehmen von Gästen.

Die Hilfsaktionen der jungen Hilfsorganisation brachten viel Büro- und Verwaltungsarbeit mit sich. Es kamen unzählige Briefe aus Russland, die den Bedarf an Literatur verdeutlichten. Die Schwestern lasen diese Briefe vor und Rubin beantwortete sie. Schon sehr früh hatte er einen Computer extra dafür besorgt. Im Brüderzimmer stand nun dieser 15-Zoll-Monitor, der nur schwarz-weiß darstellen konnte. Rubin saß da, die Bedienungsanleitung in der einen Hand und erlernte, wo er welchen Knopf zu drücken hatte. Er war regelrecht ein „Motor“, ein energievoller Mensch, der voranschritt und Dinge antrieb.

Ziemlich schnell wurde der Platz in der Kirche zu knapp und sie schauten sich nach einer Halle um. Dieser Schritt verursachte Sorgen bei den Brüdern, da ein Kredit aufgenommen werden musste. Doch Rubin ließ sich davon nicht verunsichern. Der Brüderrat der Gemeinde Speyer und der Vorstand der Mission haben gemeinsam diese Möglichkeit ergriffen. Sie kauften mit Hilfe der FECG-Gemeinden in Deutschland die Halle.

Kredite sowie die Spenden der Gemeinden und einzelner Mitglieder finanzierten die Gebäude in Speyer. Teilweise spendeten einzelne

Personen ihre gesamten Ersparnisse an die Mission. Alles für die Sache des Herrn. Das Gebäude wurde renoviert und für die Zwecke der Mission umgestaltet.

Damit gab es auf einmal noch mehr Arbeit. Ehrenamtliche Mitarbeiter allein konnten diese Arbeit nicht mehr bewältigen. Die Brüder einigten sich darauf, Alexander Konradi, Rubin Firus, Waldemar Akulenko und Helene Steinbrenner fest einzustellen. Rubin hatte gefragt, ob die Jugend bei den Steinbrenners im Keller die Päckchen packen darf.



Das alte Missionsgebäude

Also haben Helene und ihr Mann Arkadi im Keller den Hobbyraum frei gemacht und zusammen mit der Jugend ein Liederbuch, Evangelium usw. als Päckchen verpackt. So war sie mittendrin in der Missionsarbeit. Damals hatte sie nach ihrer Ausbildung bereits als Bürokauffrau gearbeitet, jedoch entschied sie sich, in der Mission zu helfen.

Sie hat ihre Arbeit aufgegeben und in der Mission mitgewirkt. Zunächst ehrenamtlich, nach einem Jahr dann als angestellte Mitarbeiterin. Sie hat die Papiere gemacht, war Sekretärin, Putzfrau und Köchin zugleich: Sie hat selbst eingekauft, gekocht, serviert, bedient und aufgeräumt.

Sobald die Mission als eine Einsatzstelle für den Zivildienst anerkannt worden war, kamen die ersten Zivis: Peter Kunz, Alexej Lobzow, Waldemar Schwarz, Jurij Schön usw. Es war nicht einfach, die Struktur und die Disziplin in christliche Normen zu legen. Das Wort Gottes sollte dabei eine zentrale Rolle im Leben der Mission spielen. Darin waren sich die Brüder immer einig.

So begann jeder Morgen mit schnellem Aufräumen des Zivi-Zimmers. Eilige, energische Schritte von Rubin waren ein Signal für die

völlige Bereitschaft. Dann gab es nach einer kurzen Begrüßung eine Morgenandacht. Dabei hat jeder zehn Verse aus der Bibel laut vorgelesen. So manch einer hat es zum ersten Mal in seinem Leben getan. Einige haben dann später zugegeben, dass sie dank der strengen Ordnung lesen gelernt haben. Manche haben dadurch sogar die deutsche Sprache erst erlernt.

Anschließend stellte meist Bruder Alexander die Fragen zum Text. So prüfte er, ob die Leser auch tatsächlich darüber nachgedacht haben. Seine Fragen waren immer sehr einfach und dennoch tiefgründig. Darin konnte man erkennen, dass er eine sehr enge Beziehung zu Gott pflegte. Zum Beispiel kam eine kurze Aufforderung: „Nennt mir, in welcher Gestalt Jesus im Alten Testament gewirkt hat!“

Da folgte meist eine lange Pause. Ganz geduldig und einfach hat er ihnen die Frage erklärt. Er unterwies sie so, damit jeder eine richtige Schlussfolgerung machen konnte. Dann sagte einer von ihnen die Antwort und dachte: „Wie habe ich es denn früher nicht gemerkt. Das ist doch so klar wie ein heller Tag!“

Nachdem einige Lieder gesungen wurden, hat einer der Zivis das Gebet geleitet. Anschließend ging es zum Frühstück. Gemeinsame, regelmäßige Mahlzeiten waren eine Vorschrift von dem Bundesamt für den Zivildienst. Sie musste streng eingehalten werden.

Bruder Alexander Konradi verrichtete die Arbeit in der Bruderschaft. Währenddessen sorgte Rubin dafür, christliche Literatur, Kleider und Lebensmittelspenden aufzutreiben. Er knüpfte Kontakte, baute Beziehungen auf, weckte Vertrauen bei Firmen und überzeugte sie davon, dieser neu gegründeten Mission die Hilfsgüter zu spenden. Die Arbeit wurde schnell vorangetrieben.

Gottlieb Lohrai war der EDV-Mann unseres Hilfswerks. Er installierte Programme und vernetzte die Räume.

Vor der ersten Missionskonferenz saß Gottlieb an einem IT-Problem. Die Programme funktionierten nicht so, wie sie sollten. Am nächsten Tag begann die Konferenz. Er musste unbedingt bis dahin fertig werden. Es wurde spät am Abend. Die Nacht brach bereits an.

Deshalb sagte er zu Rubin: „Du, geh mal nach Hause. Ich mache hier weiter.“ Es wurde noch später und er war erschöpft.

Um sich ein wenig auszuruhen, holte er ein paar Klamotten aus dem Lager, legte sie auf dem Boden aus und schlief darauf für eine gute Stunde. Anschließend machte er sich wieder an die Arbeit. Es war nachts, aber am nächsten Morgen begann die Konferenz. Zum Start der Veranstaltung liefen die Programme stabil.

Weiter war Bruder Gottlieb zuständig und verantwortlich für den Büchertisch auf den Konferenzen der Mission, was eine große Herausforderung war. Denn viele wollten die Gelegenheit nutzen, um ihre Bücher, CDs usw. zu verkaufen. Hier musste Gottlieb ein wachsames Auge haben, damit keine falsche Literatur auf den Büchertisch kam. Dieses ist ihm sehr gut gelungen und es gab keine Beschwerden, dass irgendein Buch oder anderes Medium auf den Tisch kam, das unserem Verständnis der Heiligen Schrift nicht entsprochen hätte.

Der Büchertisch befand sich in einem separaten Raum der gastgebenden Gemeinde und war jedes Jahr reichhaltig ausgestattet. Viele Besucher interessierten sich für die angebotenen Artikel. Es war immer eine hohe Frequenz zu beobachten. Es kamen durch den Verkauf viele Spenden zusammen, die wiederum der Arbeit im Weinberg des Herrn zugutekamen. Diese Tradition wird bis heute beibehalten, obwohl Bruder Gottlieb diesen Dienst schon vor Jahren an die jüngere Generation übergeben hat.

Alexander Lohrai wurde im Jahr 1993 zum Schriftführer des Hilfswerks „Stephanus“ sowie zu einem der Moderatoren gewählt, zusammen mit Bruder Viktor Folz, um die Missionskonferenzen mit weiteren Brüdern zu organisieren. Ab diesem Zeitpunkt haben die beiden Brüder mehrere Jahre die jährlichen Konferenzen zusammen mit dem Stephanus-Team mitgestaltet und geleitet. Nach ein paar Jahren übernahm Bruder Alexander Lohrai die alleinige Verantwortung für diesen Dienst und behielt sie bis zu seinem Ausscheiden aus dem Vorstand im Jahre 2004.

Im Jahr der Gründung, 1990, lud die Mission zu zwei Konferenzen in die Gemeinde Speyer ein. Dadurch sollte die Arbeit in der Bruderschaft bekannt gemacht werden. Die Versammlungen fanden im großen Saal statt. Die Mission hatte in einem Nebenraum die Möglichkeit, ihren Dienst vorzustellen. Von da an starteten die jährlichen Konferenzen zum Austausch von Erfahrungen, Informationen und als Vereinigung der russlanddeutschen Gemeinden im Wohltätigkeitsdienst.

Durch die Konferenzen konnten die Glaubensgeschwister in Deutschland die Arbeit der Mission näher kennenlernen. Auch die Kritiker sollten so das Wirken Gottes sehen und hören, was Gott durch eine kleine Gruppe von Brüdern und Schwestern und die Unterstützung einiger Gemeinden vollbracht hatte. Es waren sehr schöne und gesegnete Gemeinschaften. Viele Menschen bekehrten sich während dieser Konferenzen. Alte Feinde, die den Geschwistern ehemals viel Leid angetan hatten, kamen zum Glauben und taten öffentlich Buße vor Gott. Die Mitarbeiter der Mission wurden durch die Konferenzen sehr ermutigt, den Dienst fortzuführen.

Ein Ereignis bleibt Alexander Lohrai stark im Gedächtnis: „Ich kann mich gut erinnern, dass auf der Konferenz im Jahr 1996 durch die Arbeit des Hilfswerks (hier sei besonders Bruder Alexander Konradi zu erwähnen) zwischen den zwei Regionen der russischen Bruderschaft (Pawel Stepanowitsch und Viktor Ivanowitsch Bellich) Frieden hergestellt werden konnte, besiegelt durch eine Friedensvereinbarung.“ Gott sei der Dank dafür gebracht.

Auf diesen Konferenzen ging der Beutel durch die Reihen, um Spenden für die Mission zu sammeln. Es war für Alexander eine große Freude, dass es gerade die jungen Leute waren, die bei diesen Sammlungen fleißig geholfen haben. Sie lernten dadurch, nicht nur egoistisch für sich selbst Geld zu organisieren, sondern für andere Menschen. Heute sieht man: Jugendliche von damals, die diesen einfachen Dienst auf den Konferenzen übernommen hatten, sind heute noch intensiver dabei und arbeiten im Hilfswerk bzw. den Gemeinden mit großem Engagement mit. Zum Teil sind sie in verantwortlichen Positionen, z. B. Leiter von Gemeinden. Deren Start war häufig ein einfacher Dienst,

ob generell im Hilfswerk, oder auf den Konferenzen.

Die Jahreskonferenzen zu organisieren war jedes Jahr eine Herausforderung. Zu organisieren waren auch die Übernachtungen für ausländische Gäste. Jedes Jahr nahmen ca. 100 ausländische Gäste an der Konferenz teil. Die Redner mussten bestimmt werden. Das war nicht immer einfach. Viele, die aus dem Ausland zur Konferenz kamen, wollten etwas berichten. Die Sprechzeiten zu bestimmen und darauf zu achten, dass diese auch eingehalten wurden, war nicht immer leicht.

Auf einer Missionsversammlung gab es Diskussionen über die Redezeit. Es ging hin und her: 15 Minuten, jemand anderes wollte 20 und wieder andere behaupteten, 7 Minuten würden reichen. Waldemar Akulenko saß hinten und meinte nur: „Man muss weniger plappern und mehr arbeiten.“

Zu Beginn des Dienstes der Stephanus arbeitete Waldemar Akulenko ehrenamtlich mit. Schon in Russland hatte er mit Alexander Konradi zusammengearbeitet und ihm geholfen, Bibeln zu transportieren. Obwohl er damals als junger Mann für einige Zeit in die Welt ging, hielt Konradi zu ihm. Denn Waldemar war immer ehrlich und machte seine Arbeit ganz ordentlich.

Nun in Deutschland, im Jahr 1990, war er arbeitslos und machte einen deutschen Sprachkurs. Deshalb boten Alexander Konradi und Rubin Firus ihm an: „Du kannst als LKW-Fahrer bei der Mission angestellt werden.“ Waldemar willigte ein. Seitdem fährt er die Hilfstransporte mit dem Lastwagen ins Ausland.

Als Erstes kaufte die Mission einen großen Bus von Volkswagen. Danach einen LKW von Iveco. Diesen ersten LKW der Stephanus übergab



Unser erster Bus wird eigenhändig im Hof der Mission repariert.

ben die Bremer Geschwister nach Speyer. Er war ziemlich verrostet. Bruder Alexander Buchmüller arbeitete gemeinsam mit einem ungläubigen Nachbarn zwei Wochenenden lang am LKW. Sie bereiteten ihn auf, um ihn in einen besseren Zustand zu bringen. Geschwister aus Bremen haben ihn anschließend lackiert.

Mit viel Liebe und Mühe wurde dieser erste LKW also repariert und fahrtauglich gemacht. So begannen die Transporte. Meist wurden die Spenden in Speyer und Cloppenburg gesammelt. Damals gab es in der Gemeinde Cloppenburg keine Lagerungsmöglichkeiten. Deshalb wurden alle Spenden nach Speyer gebracht und von dort verladen. Zusätzlich mietete die Mission häufig LKWs an.

Viele Medien und die gesamte Bruderschaft schauten auf den ersten LKW-Transport in die Sowjetunion. Sie reparierten einen alten Transporter und in Begleitung einiger LKWs machte sich der Konvoi auf den Weg in die Sowjetunion. Die Geschwister wur-



Sechs Militärfahrzeuge als humanitäre Hilfe für verschiedene Hilfswerke im Osten

den mit Blaulicht durch Russland begleitet. An den Grenzen standen hochrangige Offiziere parat und begrüßten den Konvoi. Das Ziel war die Stadt Petropawlowsk in Kasachstan. Wohlbehalten kamen unsere Brüder dort an und konnten die Hilfen verteilen.

Viele Transporte wurden per Zug durchgeführt. Die vollgepackten Waggons gelangten über die Schienen bis nach Kowel in die Ukraine. Die Missionsmitarbeiter aus Speyer und aus Bremen fuhren dorthin. Sie luden gemeinsam mit ukrainischen Helfern die Transporte um, die anschließend weiter nach Russland und Kasachstan gebracht wurden.

Selbst per Flugzeug verschickte die Mission tonnenweise Hilfsgüter nach Asien. 1991 kamen russische Militärflugzeuge nach Köln,

um etwas abzuliefern. Auf dem Heimflug nach Russland wären sie leer geblieben. Rubin hörte davon, dass die riesigen Maschinen auf dem Kölner Flughafen standen. Sofort nahm er Kontakt auf und brachte es tatsächlich zustande, dass

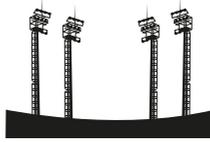


unsere Geschwister die Flieger mit Lebensmitteln und anderen Sachen beladen konnten. Doch nicht nur das!

Ganze Fahrzeuge kamen ins Flugzeug hinein: Die Stephanus kaufte nach dem Ende der DDR sehr günstig Jeeps beim Militär auf und verschickte sie mit diesen Flugzeugen. 3 Transporte nach Russland und Kasachstan kamen auf dem Luftweg zustande. Sie übernahmen die Lieferung für uns kostenlos!

Ein klares Ziel vor Augen, Organisation mit weisem Verstand und vor allem der Segen Gottes lassen die Mission Stephanus seit über 30 Jahren weltweit dienen. Die Missionsarbeiter gaben sich mit dem einfachen Verschicken der Postpakete nicht zufrieden. Denn Pakete aus der Ferne können nicht das Mitleid, die Anteilnahme oder eine liebevolle Umarmung übermitteln.

Es ist wirksamer, selbst an dem Ort der Not und Katastrophe zu sein. Die Last der Lage zu spüren, in der die Leute seit Jahren leben müssen. Vor Ort mit eigenen Augen das Ausmaß der notwendigen Hilfe einschätzen zu können.



– KAPITEL 2 –

EVANGELISATION IM STADION: WIE PLÖTZLICH DAS GEWITTER ERSTARB

„Herr Botte, Ihr Auto ist gerade mal 1 Jahr alt. Woher kommen diese starken Gebrauchsspuren und Schäden?“ Der Automechaniker schaute Valentin verdutzt an.

Erst kürzlich war Valentin Botte nach Deutschland gekommen. Bald darauf fing er an, Transporte in sein Heimatland zu fahren. Er und andere Brüder beluden 2 Autos voll mit Bibeln und Kinderbibeln. Hinten bis an die Decke nutzten sie jede noch so mögliche Lücke, um möglichst viel dieser geistlichen Nahrung mitzunehmen. Die schwer gepackten Fahrzeuge machten sich auf die Reise. Ihr Ziel: das ferne Sibirien.

Jetzt, nach dieser weiten Fahrt, bekommt er die Fragen der Werkstatt zu hören: „Wo sind Sie nur gewesen? So etwas sehen wir zum ersten Mal. Ein so junges, neues Auto und schon derartig ausgenutzt.“

Valentin ging es an erster Stelle immer um Evangelisation. Menschen zu Jesus zu führen, damit sie sich bekehren und gerettet werden. Deshalb nahmen sie auch keine Hilfsgüter wie Kleidung oder Lebensmittel mit. Sie bevorzugten die schweren Bücher, in denen die Leser geistliche Speise und Kraft schöpfen konnten.

Brennend für den evangelistischen Dienst wurde er bereits in der 7. Klasse, als er sich selbst bekehrt hatte. In jeder großen Pause nahm er sich jemanden an einem ruhigen Platz in der Garderobe zur Seite und redete ihm zu: „Komm heute Abend, da haben wir ein Treffen un-

ter Jugendlichen.“ Einige seiner Schulkameraden haben sich dadurch bekehrt.

Viele der Gläubigen in unseren Pfingstkreisen sind von klein auf in der Kirche: Kinderstunde, Jungschar, Jugend, die übliche Laufbahn. Valentin wuchs anders auf. Sein Vater war nicht bloß ungläubig, sondern er verbot es seinem bekehrten Sohn auch in die Gemeinde zu gehen. So schlich er sich aus dem Haus und ging eine Stunde lang zu Fuß, um zur Jugendstunde zu kommen. Mit seinen 15 Jahren war er praktisch schon Jugendleiter. Ein eifriger, wohlgerneht, denn er organisierte verschiedene Treffen und Bibelabende.

Die Jugend traf sich im Wald. Der KGB und die Miliz hatten ein Auge auf sie geworfen und so konnten sie sich nicht mehr frei versammeln. Solange es vom Wetter her irgendwie ging, fanden die Jugendstunden versteckt im Wald statt. Wurde es im Herbst zu kalt, wurde eben ein Feuer angemacht. Holz war schließlich genug da. Die jungen Leute fuhren bis zur letzten oder vorletzten Busstation und liefen auf getrennten Wegen zu ihren geheimen Treffpunkten. Sicherheitshalber wechselten sie auch ihre Plätze immer wieder.

Als Bruder Valentin zum Pastor in Omsk eingesegnet wurde, waren gerade mal 17 bis 20 Mitglieder in der Gemeinde. Durch das Wirken Gottes wuchs sie auf das Zehnfache an, bis es 200 Menschen waren. Sie gründeten weitere Gemeinden im Umkreis, sogar bis in die 200 km entfernte Taiga hinein. Über allem stand stets die Evangelisation. Eine Hochzeit wurde drei Tage lang gefeiert. Der zweite und dritte Tag der „Hochzeitsfeier“ waren in Wirklichkeit jedoch eine Evangelisation.

Ständig wurde er beobachtet. Häufig trafen sich die Gläubigen in seinem Haus, bis er schließlich enteignet wurde und die Polizei ihn zwang, das Haus zu verlassen. „Wo soll ich mit meinen Kindern hin?“, protestierte er. War er in der Stadt unterwegs, sah er immer öfter, dass ihm jemand folgte. Er fuhr hin und her, zum Gottesdienst nun natürlich nicht mehr. Dann kehrte er nach Hause zurück oder besuchte die Schwiegermutter, die außerhalb der Stadt in einem Dorf wohnte.

Telefone gab es nicht. Deshalb besuchte er selbst nach einer 24h-Schicht auf der Arbeit heimlich nachts die Brüder und sprach über

dringende Gemeindeangelegenheiten. Er hat volle 24 Stunden am Stück in einer Flugzeug-Fabrik gearbeitet. Ohne Schlaf musste er dann noch auf eine Trauung oder eine Beerdigung gehen, um den Gottesdienst durchzuführen.

Auf dem Weg ist er manchmal am Steuer eingeschlafen. Wie ist er dann ans Ziel gekommen? Das wusste er nicht. Mehrere Kilometer fuhr er schlafend und als er aufwachte, wusste er selbst nicht, was los war.

Spätabends fanden Brüderversammlungen bei ihm statt. Die Brüder kamen mit dem Bus, blieben bis 2 Uhr nachts und Valentin fuhr sie anschließend heim. Omsk war auch damals schon eine sehr große und weitflächige Stadt. Die Brüder wohnten quer verteilt. Also war er um 4 Uhr erst wieder zuhause. Zwei Stunden Schlaf und auf gings, wieder zur Arbeit. Burn-out war damals unbekannt. Auch fehlte die Zeit, um sich hinzusetzen und zu meckern: „Ich kann nicht mehr!“ Der Dienst musste weitergehen. Gott schaut auf unser Herz. Er kennt unsere Motive. Tun wir etwas in unserem eigenen Namen oder im Namen des Herrn? Wenn wir es für den Herrn machen, dann gibt er uns immer wieder neue Kraft.

Für Risiken war Valentin sich selbst nicht zu schade. Kinderstunden waren verboten und es war höchst gefährlich, eine abzuhalten. Die Polizei stand vorne an seinem Tor. Die Kinder oder Jugendlichen mussten hinten durch den Garten rüber zum Nachbarn klettern und so unauffällig auf eine andere Straße gelangen. Wurde er mal erwischt, musste er eine Strafe zahlen: 50 Rubel, was ein Drittel seines Gehalts war.

Der KGB war kreativ, um ihn zu stoppen. Auf seiner Arbeitsstelle beauftragten sie eine Frau, die Mitglied des KGB war. Sie sollte ihn verführen. Mehrmals hat sie es probiert. Er sollte sie nachhause fahren oder erst mit ihr einkaufen gehen und danach nachhause. Sie lud ihn ein, mit ihr hereinzugehen. Valentin hat nie die Türschwelle übertreten, nicht mit einem Fuß. Er sagte: „So einer Versuchung stelle ich mich nicht.“ Es verging einige Zeit, da hatte diese Frau eine Not. Er bot an: „Ich

bete für dich.“ Nach dem Gebet hat sie schließlich ihr Herz ausgeschüttet und die verdorbenen Pläne des KGB offengelegt. Es wurde immer wieder Druck auf sie ausgeübt. Sie sollte als Zeugin gegen Valentin auftreten, nachdem sie ihn verführt hätte. Von da an warnte sie ihn immer: „Wir hatten eine Besprechung und es wurde beschlossen, dass sie dich irgendwo gefangen nehmen werden. Es wird ein Mann kommen, der dich in ein Gespräch verwickelt.“

Eines Morgens ging er zusammen mit hunderten anderen Fußgängern den Weg entlang. Plötzlich stupste ihn jemand an. Es war die Frau. Schnell verriet sie ihm die neuesten Pläne des KGB und schon war sie wieder fort. Alles, wovon diese Frau ihn vorher gewarnt hatte, traf auch immer wieder ein. Das ging mehrere Jahre so. Nicht wenige Fallen wurden ihm gestellt. Doch Valentin erhielt stets eine Information im Vorhinein.

Genauso eifrig machte er mit seinen Diensten weiter, als er nach Deutschland auswanderte. Der Missionsrat der Stephanus berief ihn zum Verantwortlichen für die Evangelisationsarbeit im Hilfswerk.

1991 verabredeten sich mehrere Brüder für eine Evangelisationsfahrt nach Riwna, Moskau, Omsk, Karaganda, Kirgisien und Krivoj Rog. Das Missionswerk Stephanus stand als Organisation hinter dieser Reise. Aus Deutschland fuhren Bruder Rubin Firus, Alexander Konradi, Valentin Botte, Gottlieb Lohrai, Waldemar Akulenko, Walter Fischer und Eduard Buchmüller mit, der seine Gabe als Seelsorger sehr stark einsetzen konnte. Als Dolmetscher begleitete Ewald Zelmer die Reise. Pastoren sowie ein Ehepaar aus den USA nahmen ebenso daran teil. Zudem ein Videoteam und ein bekannter christlicher Sänger. Aus Litauen waren zwei Brüder dabei, die beim Gesang unterstützten. Vervollständigt wurde diese Gruppe durch ein junges deutsches Ehepaar aus einer evangelischen Kirche und einem weiteren einheimischen Bruder.

Einige Brüder fuhren von Cloppenburg aus los. Andere aus Speyer. Auf einem Parkplatz in der ehemaligen DDR trafen sie sich. Als sie an der Grenze warten mussten, holte Waldemar Akulenko seine Gitarre

raus. Sie sangen Lieder zusammen. Eduard Buchmüller konnte gut auf Russisch predigen. Er hielt eine kurze Zurufspredigt. Die Zuhörer fingen an, zu weinen. Menschen beteten zum ersten Mal in ihrem Leben. Es war eine lange Busfahrt. Dem Gottlieb liefen die Füße voll mit Wasser und schwellen stark an. Ab Moskau ging die Reise mit der Bahn weiter bis nach Sibirien in die Stadt Omsk. Sie staunten, dass ein öffentlicher, staatlicher Radiosender im Zug die christlichen Lieder von einer Kassette unserer Brüder aus Litauen abspielte. Während der Bahnfahrt haben sie in jeder Stadt, solange der Zug stand, draußen gesungen und gepredigt. Für viele Leute beteten sie einfach an den Bahngleisen.

Später, irgendwo in Russland, aß Gottlieb etwas, was scheinbar verdorben war. Starke Bauchschmerzen waren die unangenehme Folge. Verzweifelt sagte er den anderen Brüdern: „Ich kann das nicht mehr aushalten. Mir geht es sehr, sehr schlecht.“ Ins Krankenhaus wollte er nicht. Es war eine gesegnete Evangelisationsfahrt, bei der er dabei sein wollte. Also rief er Bruder Alexander, Eduard und den Bruder Michael aus Amerika zu sich: „Betet über mich, damit Gott mich heilt.“

Sie beteten. Innerhalb von wenigen Minuten beruhigte sich sein Bauch. Auf der gesamten weiteren Reise hatte er keine Beschwerden mehr. Selbst wenn sie weitere Male etwas aßen, was nicht mehr so frisch war, bewahrte Gott sie vor Krankheit. Der allmächtige Gott griff hier direkt ein.

Zu der Zeit, Anfang der 90er, war es möglich, in den riesigen Kulturpalästen und Stadien große Evangelisationen durchzuführen. Als der Kommunismus zusammengebrochen war, entstand ein Vakuum in der Bevölkerung. Der Same der Predigt fiel auf sehr guten Boden, da die Menschen danach hungerten. Wie ein Schwamm saugten sie die Predigten und Lieder auf.

Gut war, dass das Missionswerk Stephanus für Literatur und Hilfstransporte in die jeweiligen Orte, an denen sie evangelisierten, bereits gesorgt hatte. Gerade die Hilfstransporte waren in den 90er-Jahren ein Türöffner. Wenn die Menschen vorher Lebensmittel und Kleidung

erhielten, war es später leichter, an diesen Orten eine Evangelisation zu veranstalten.

Die Hauptbotschaft auf diesen Veranstaltungen und der Predigten war: „Gott liebt die Menschen. Komm zu Jesus. Gott gibt dir ein neues Leben, Zukunft und Hoffnung. Gott kann dich verändern.“ Die amerikanischen Diener waren so begeistert nach den ersten Veranstaltungen und schwärmten: „Wir freuen uns schon sehr darauf, wenn wir das nächste Mal auf so eine Evangelisationstour mitkommen.“

Das Stadion in Kirgisien war voller Besucher! Die Mission Stephanus schickte einen ganzen Anhängler mit Bibeln und Evangelien. Nach dem Zuruf und Gebet fragten die Brüder: „Wer möchte eine Bibel haben?“ Sie wurden fast zu Tode getrampelt und zerquetscht. Der Ansturm war gewaltig! Die Menschen rissen ihnen förmlich die Bibel aus der Hand. Sicherheitsleute mussten eingreifen, um sie zu schützen. Solch ein Hunger herrschte nach dem Wort Gottes.



Nach diesem eindrucksvollen Erlebnis flogen sie weiter über Kiew nach Kriwoi Rog. Die Gepäckverladung durch das Flughafen-Team klappte nicht. Unsere Geschwister legten also selbst Hand an und verladen ihre Koffer in den Flieger.

Endlich saßen sie im Flugzeug. Doch es wollte einfach nicht starten. Keiner informierte die Passagiere, was passiert war. War der Flieger defekt? Gab es einen Fehler?

Draußen herrschte eine starke Hitze an diesem Julitag. Die heiße Luft staute sich immer weiter auf, bis kaum mehr Sauerstoff vorhanden war. Nassgeschwitzt von Kopf bis Fuß saßen die Fluggäste auf ihren Sitzen. Keiner unterhielt sich mehr, sondern versuchte diszipliniert die Situation durchzustehen.

Vorne saß ein Pärchen mit einem Kind. Das Kind schrie laut, bis es blau wurde, da es kaum Luft bekam! Der Vater stand auf und fluchte auf die Stewardess los. Endlich waren sie einsichtig und beschafften den Passagieren den dringend benötigten Sauerstoff. Kurz darauf startete das Flugzeug. Die Luft wurde mit Sauerstoff angereichert. Aber jetzt wurde es kalt! Die Menschen froren.

Bei der Landung in Kiew sollte es weiter zum letzten Reiseziel gehen, Kriwoi Rog. Doch den jungen amerikanischen Pastoren wurde es zu viel: „Wir machen keinen Schritt mehr!“ Der Evangelist Richard Michalski versuchte sie zu überreden: „Wir haben doch nur noch eine Evangelisation. Es ist die letzte Stadt, die wir besuchen. Nur noch dorthin fahren wir.“ Auch unsere Brüder versuchten sie zu überzeugen. Ohne Erfolg. Die Amerikaner, die nach den ersten Evangelisationen noch so begeistert waren, buchten Tickets. Sie flogen nach Moskau und dann schnurstracks in ihre Heimat.

Was diese Männer aber in Kriwoi Rog verpassten, o weh! Diese letzte Evangelisation war die gesegnetste von allen. Was dort los war! Wunder geschahen dort.

Auf der Busfahrt von Kiew nach Kriwoi Rog hörten sie die Durchsage: „Eine Gruppe deutscher und amerikanischer Missionare wird im Stadion predigen.“ Die Adresse und die Zeit wurden mitgeteilt.

Die Brüder mussten keinen Cent für das Stadion in Krivoj Rog bezahlen. Die Stadt übernahm die Kosten und stellte ihnen Polizeischutz zur Verfügung. Ein Rettungswagen stand für alle Fälle parat. Das Stadion war überfüllt. Die Besucher kamen angeströmt. Es könnten an die 10.000 Menschen gewesen sein. Sogar in den umliegenden Hochhäusern standen die Menschen auf den Balkonen.

Aber das schlechte Wetter machte einen großen Strich durch die Rechnung. Als sie vor Beginn der Veranstaltung auf der Bühne die Technik aufbauten, zog ein starkes Gewitter auf. Es blitzte und donnerte. Die Brüder stellten sich auf und beteten. Da teilten sich die Wolken über dem Stadion. Rings umher blitzte und donnerte es und der Regen fiel herab.

Aber im Stadion blieb es trocken. Die Evangelisation an diesem Abend fand statt. Das Wetter hatte keine Macht mehr, diesen Dienst zu behindern.



Überfülltes Stadion von Menschen, die das Evangelium hören möchten.

Nach einer Ansprache von Bischof Alexander Konradi und dem wunderschönen Gesang der Gruppe Evgelsij Majak aus Krivoj Rog predigte Richard Michalski. Er machte einen Zuruf.

Die Besucher liefen über den Rasen hin zur Bühne und schrien laut: „Betet für mich! Betet für mich!“ Mindestens 1.000 Menschen bekehrten sich in dieser Versammlung. Der Rasen war voll mit weinenden Männern und Frauen, für die gebetet wurde.

Dass die Wolken über dem Stadion verschwanden, war erst der Anfang! Noch weitere Zeichen und Wunder fanden hier statt. Eine Frau kam am nächsten Tag und bezeugte: „Ich war am Ende. Ich wollte meinen Mann umbringen. So stand ich in der Nacht mit einem Beil in der Hand. Nachdem ihr gebetet habt, konnte ich ihm verzeihen.“

Bei solchen Massenveranstaltungen ist eines äußerst notwendig: Die Neubekehrten sollen eine geistliche Heimat finden und im Glau-

ben wachsen können. Sonst besteht die Gefahr, schnell wieder abzufallen. Die bekehrten Menschen erhielten Adressen von Gemeinden, zu denen sie gehen sollten. Stand heute existieren in der Stadt Kriwoi Rog zwölf Gemeinden unserer Bruderschaft. Die Evangelisation damals war mit Sicherheit eine wichtige Ernte, um viele Menschen für Christus zu gewinnen.

Als die Evangelisation endete, fuhren sie gemeinsam mit einem Bus. Mit 120 km/h war das Fahrzeug unterwegs. Da platzte vorne ein Reifen. Extrem knapp entgingen sie einem Zusammenprall mit einem entgegenkommenden LKW. Sie hatten soeben die Gegenfahrbahn überquert und hörten noch das Geräusch vom vorbeisausenden Lastwagen. Da landeten sie im Graben. Jeglicher Schlaf war vorbei, alle saßen und beteten den ganzen Weg bis nach Rivne.

Als die Gruppe in Rivne angekommen war, wurde der Evangelist Richard Michalski in der Nacht bestohlen. Der Dieb war über das Fenster im zweiten Stock hereingeschlichen.

Andere Schwierigkeiten sollten die Brüder noch begleiten. Doch der Segen des Herrn war größer und überdeckte alle Hindernisse und Anfechtungen.

Auf einer Evangelisation in Sibirien in der Stadt Omsk mit der Gruppe „Friedensquelle“ aus Bramsche hatte Valentin ein besonderes Erlebnis. Während einer Veranstaltung in einem Kulturpalast kam ein Mann nach vorne. Auf dem Arm hielt er seine Tochter. Er rief: „Diesen Mann kenne ich. Ich habe ihm Böses angetan. Aber er hat mir ein Paket mit Hilfsgütern gebracht. Der ist aufrichtig!“ Durch dieses Zeugnis sind die Leute nach vorne geströmt, fast der ganze Saal. Kaum jemand ist an seinem Platz geblieben.

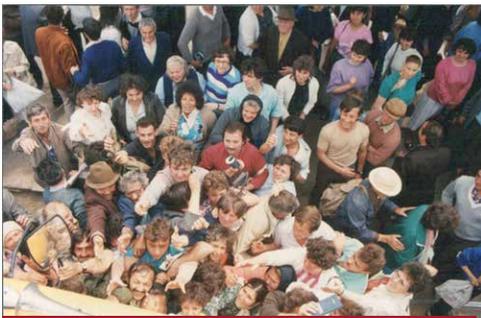
Hinter der großen Bühne hingen lange, dicke Vorhänge. Die Bühne war voller Leute. Diener beteten für sie. Kaum kam Valentin durch die Massen, als mit einem Mal eine Hand durch den Vorhang drang. Sie zog ihn hinter den Vorhang. Es war dunkel und er konnte nichts erkennen. Da hörte er die Stimme: „Valka, bete für mich!“ Es war die KGB-Frau, die ihn verführen sollte, aber später zu seiner zuverlässigen

gen Quelle über die Pläne des KGB wurde. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Die Farbe ihres Make-ups lief herunter. Also betete er für sie. Sofort verschwand die Frau wieder. Nach dem Ende der Veranstaltung – es war schon sehr spät, fast Nacht – wurde Valentin ins Büro der Direktorin dieses Kulturpalastes gerufen. Er ging hin. Da saßen sowohl die Direktorin als auch die KGB-Frau.

Beide weinten. Er sprach mit ihnen, betete für sie und schenkte beiden eine Bibel.

Was geschah mit den vielen Bekehrten, nachdem die Evangelisation vorüber und die Deutschen wieder abgereist waren?

Schon bevor die Evangelisationstour losging, nahmen die Brüder den Kontakt zu örtlichen Gemeinden auf. Sie sollten mitmachen und am besten auch Karten mit ihren Adressen mitbringen. Auf der Versammlung begrüßte der Pastor die Besucher. Das war dem Vorstand der Mission wichtig. Die tausenden Zuhörer, von denen sich viele bekehrten, sollten sofort Anschluss an eine Gemeinde finden und geistlich wachsen können.



Durst nach Bibeln bei einer Evangelisation.

Dies ist ein allgemeines Prinzip der Mission Stephanus. Die Brüder suchen stets eine gute Gemeinde oder eine andere missionarische Organisation vor Ort, um zusammen mit ihr ein Projekt zu betreiben. Die Gemeinde sollte von der Lehre und dem Auftreten her unseren Gemeinden gleichen. Sie kennt die Situation viel genauer und weiß, wo am meisten Hilfe benötigt wird. Durch diese lokalen Gemeinden hilft die Mission Stephanus den gläubigen und ungläubigen Menschen vor Ort.

Das Ziel des CDH Stephanus ist nicht nur, die Menschen mit Essen

und Kleidung zu versorgen. Diese Menschen, die Hilfe empfangen, sehen dann: „Da gibt es eine Kirche, von der wir diese Hilfe bekommen.“ Dies erleichtert den Zugang, um zu evangelisieren und mit ihnen geistlich zu arbeiten.

Wenn es sich um Projekte in fernen Ländern handelt wie Indien, Sri Lanka oder einem afrikanischen Land, ist die Zusammenarbeit manchmal ziemlich herausfordernd. Selbst wenn es Christen sind, so sind sie in einer völlig anderen Kultur und anderen Umständen aufgewachsen.

Letztendlich lenkt der Herr die Zusammenarbeit. Mit einem gemeinsamen Ziel vor Augen können auch kulturelle Unterschiede überwunden werden, wenn alles zur Ehre Gottes geschieht.



In Bramsche gründete Valentin die Musikgruppe „Friedensquelle“. Gemeinsam mit dieser Gruppe fanden viele Evangelisationen statt. Die Gemeinden Hückelhoven, Magdeburg und Oschersleben sind durch diese Arbeit in ihrer Gründung unterstützt worden. Es blieb nicht nur in Deutschland, sondern bis nach Sibirien, Tomsk, Krasnojarsk und rein in die Taiga.

In einem Rehabilitationszentrum wurde ganz frisch ein Junge, noch keine 18 Jahre alt, von seinen Eltern hingebacht. Als sie sangen und Valentin ein Wort sprach, fiel dieser Junge auf seine Knie und sank in sich zusammen. Sein Vater war ein atheistischer Kommunist und war strikt dagegen, dass seine Frau den Sohn dorthin bringen wollte. Schließlich kam er aber mit, um zu sehen, was das für ein Reha-Zentrum sei. Während die Predigt noch lief, kniete der Junge also, umklammerte seine Füße und heulte. Sie beteten für ihn und Gott hat ihn mit dem Heiligen Geist erfüllt. Er wurde frei.

Im nächsten Jahr kam Valentin wieder dorthin. Dieser Junge wurde zu seinem persönlichen Fahrer. Bei jeder Evangelisation war er dabei. In seinem Heimatdorf, wo er groß geworden war, besuchten sie den Friedhof.

Hier befand sich das Grab einer Schwester, die die Gemeinde ehemals gegründet hatte. Sie stammte aus Wolhynien. Als Kind hatte sie sich unter dem Dienst von Woronajew bekehrt und war mit dem Heiligen Geist getauft worden. Sie war völlig allein, weil ihre gesamte Familie in der großen Hungersnot in der Ukraine gestorben war. Sie ging nach Sibirien und gründete dort eine Gemeinde. Wenn er nur konnte, besuchte er sie, um für sie zu beten, sei es auch nur für 5 Minuten. Sie gestand: „Valentin, jeden Tag bete ich für dich.“

Da sie verstorben war, stattete er jetzt ihrem Grab einen Besuch ab. Er jätete das Unkraut und pflegte die Grabstätte. Sein Fahrer, der junge Mann, war mit dabei und half ihm. Als die Arbeit fertig war, kniete Valentin nieder und betete: „Herr, ich danke dir für diese Schwester, die in meinem Leben viel Segen von dir hineingebracht hat.“

Mit einem Mal hörte er, dass sein junger Freund heulte. Er drehte sich um und sah ihn knien. „Das hat mich so bewegt, was du hier getan und gebetet hast“, sagte er, „dass ich gebetet habe: ‘Herr, ich übergebe mein Leben dir zum Dienst!’“.

Heute hat dieser Mann drei Kinder und ist Pastor einer größeren Gemeinde. Valentin selbst sagt darüber: „Wenn man so etwas erlebt, bewegt es mich. Man sieht wirklich, dass es sich lohnt. Die Arbeit hinterlässt Spuren. All die Reisen haben sich gelohnt.“

Er bekam auch Gegenwind in seinem evangelistischen Dienst. In einer Gemeinde wollte er mit seiner Gruppe eine Evangelisation durchführen. Der dortige Gemeindeleiter wehrte sich stark: „Ihr kommt, predigt, und die Leute kommen. Dann aber fahrt ihr weg und wir müssen uns mit diesen Leuten beschäftigen!“ Einfach traurig und schockierend! Das ist ja unsere Aufgabe als Gemeinde Christi.

Leider etabliert sich heutzutage immer mehr eine Art Kuschelgemeinde. „Nach dem Gottesdienst trinken wir zusammen Kaffee, wir kennen uns alle. Mehr wollen wir gar nicht. Es bereitet uns mehr Arbeit, wenn neue Leute kommen.“

Seine Evangelisationsgruppe hatte zu Beginn finanzielle Schwierigkeiten. Stand wieder mal eine Reise nach Russland in der Planung, schlug er innerhalb der Gruppe vor: „Jeder gibt so viel, wie er kann.“ Von seiner Gemeinde kam zusätzlich Geld.

Als sie an der Grenze zur Ukraine standen, gab Valentin das Geld an, was er als Missionsleiter dabei hatte. Keiner der Beamten verlangte, dass jeder aus der Gruppe sein Bargeld angeben sollte. Sie fuhren mit zwei Bussen über Rivne, Kiew bis nach Moskau, von da mit dem Flugzeug bis Sibirien. Sie evangelisierten an zahlreichen Orten. Sogar in einem Hotel, wo früher die kommunistischen Parteimitglieder ihre Parteiausbildung erhielten. Der Segen Gottes war mit ihnen und sie haben viele Bekehrungen erlebt.

Als sie auf der Rückreise an der Grenze in Weißrussland angekommen waren, wartete auf sie eine böse Überraschung. Die Grenzbeamten durchsuchten alles! Die Busse kamen in eine Halle und wurden bis ins Kleinste untersucht. Auch vor den Taschen machten sie nicht halt. Jeden kleinsten Pfennig, den sie fanden, zählten sie. Es waren 10.900 DM mehr als die Summe, die Valentin bei der Einreise angegeben hatte.

Mehrere Stunden an strengem Verhör standen jetzt vor ihnen. Der KGB befragte sie bis ins Genaueste. Jeder Einzelne wurde herausgerufen und musste sich den Männern stellen. Er gab die Anweisung: „Redet da nicht viel. Sagt bloß: ‘Der Leiter hat alle Informationen.’“

Bevor sie an diese Grenzkontrolle gerieten, sangen sie fröhlich Lieder im Bus. Über Funkgeräte waren die zwei Fahrzeuge miteinander verbunden und sie lobpriesen Gott. Jetzt war die Gruppe entmutigt. Sie ließen die Köpfe hängen und sorgten sich, wie es weitergehen würde. Schließlich nahmen die Beamten ihm das Geld ab. Die 10.900 DM wurden beschlagnahmt.

Auf der ganzen weiteren Fahrt, über Polen bis nach Hause, konnte keiner mehr im Bus singen. Valentin ermutigte sie: „Kommt, singt doch was.“ Aber keiner wollte mehr.

Ziemlich ärgerlich, dass so viel Geld einfach abgenommen wurde. Geld, das dem Reiche Gottes dienen sollte. Es ist nur verständlich,

dass der Missionsvorstand nicht glücklich über diesen Verlust war. Was sollte Valentin nun machen?

Der Leiter des CDH Stephanus stellte ein Schreiben aus: „Das Geld für diese Missionsreise wurde vom CDH Stephanus ausgeliehen.“ Valentin nahm seine zwei Brüder mit und machte sich wieder auf den weiten Weg. Sie fuhren zu dieser Grenze. Da waren mehrere Schlangen. Also schaute er, welcher Offizier am verständnisvollsten sei.

Auf diesen Mann ging er zu und sprach ihn an: „Ich habe im Auto ein gutes Geschenk für Sie, aber ich bin gekommen, das Geld abzuholen.“ „Nein, das Geschenk kann ich nicht annehmen, denn auf mich wird hier auch aufgepasst“, lehnte er ab und schaute besorgt um sich. „Kein Problem!“, nahm er dem Offizier die Sorge. „Ich stelle das Auto an der Seite ab, du gehst hin, das Geschenk wird da liegen.“

Nach dieser kurzen Verhandlung gingen die beiden in die Buchhaltung. Der Offizier gab den Befehl, das Geld an ihn auszuzahlen. Ohne eine Rückfrage bekam er sein Geld.

Leider ergab sich eine weitere Schwierigkeit, denn er konnte nicht einfach so umdrehen und nach Hause fahren. Er musste, um den Weg zurück nach Deutschland einzuschlagen, erneut eine Grenzkontrolle passieren. Die Gefahr schwebte ihm und den zwei Brüdern klar vor Augen: Das eben zurückerhaltene Geld könnte direkt wieder entdeckt und beschlagnahmt werden. Plötzlich hatten sie die Idee, über die Ukraine und an einem anderen Übergang die Grenze zu Polen zu passieren.

Doch wo sollten sie das Geld so gut verstecken, dass die Grenzbeamten es nicht finden konnten? Der Ersatzreifen schien ein kluges Versteck zu sein. Nach einem Gebet hatte Valentin jedoch eine andere Idee: Er stellte eine Popcorn-Packung in die Mitte und legte das Geld ganz unten hinein. Die drei Männer naschten nun das leckere Popcorn.

Die zwei Beifahrer saßen nur so da und zitterten, denn beim Auto vor ihnen waren die Beamten penibel am Suchen. Er beruhigte sie: „Hört auf damit, sondern lächelt und esst fleißig Popcorn.“

WEITERE INFORMATIONEN ZUM CDH STEPHANUS E. V.

Besuche gerne die Webseiten unseres Hilfswerks, um mehr über die Arbeit zu erfahren:

Bundeszentralverband Speyer: cdh-stephanus.org

Bezirksverband Trossingen: hilfswerkstephanus.de

Bezirksverband Venne: diakonisches-hilfswerk.de

Bezirksverband Bremen: cdh-stephanus-bremen.de

stephanus-zeitschrift.de

bibelschule-stephanus.de



Einen spannenden Film (deutsch & russisch) über die Geschichte des CDH Stephanus gibt es auf:

<https://cdh-stephanus.org/geschichte>





CDH Stephanus

Ihr Herz brannte, als sie das Elend in der alten Heimat sahen. Sie hatten die Armut am eigenen Leib gespürt. Hunger, Kälte und Verfolgung. Deshalb weihten sie ihr Leben dem Dienst an notleidenden Menschen. Alexander Konradi und weitere Brüder gründeten das CDH Stephanus, um die Liebe Jesu in Wort und Tat weiterzugeben.

Glaubensgeschwister, treue Mitarbeiter und Diener Gottes erzählen in diesem Buch ihre persönlichen Geschichten aus der Missionsarbeit. Erlebe hautnah die spannenden Reisen in arme Länder und herzergreifende Berichte aus den weltweiten Projekten: Straßenkinder finden ein Zuhause, verzweifelte Familien erhalten Hilfe in der Not und von Sünde gequälte Menschen empfangen ein neues Leben in Christus. Bewegende Zeugnisse rühmen die Allmacht Gottes, der seine Kinder niemals im Stich lässt, sondern übernatürliche Wunder vollbringt.

„Liebe drängt uns“ ist nicht nur ein Gedenken an unsere Väter und Mütter, die unzählige Opfer brachten. Es ist auch ein Weckruf für die heutige Generation. Gott ruft uns auf, die Fackel weiterzutragen und die Leidenschaft für die Missionsarbeit neu zu entfachen.

»Dieses Buch gehört in jedes Haus!«
Missionsleiter Nikolai Wall

»Mission aus Liebe zu Jesus – dazu ermutigt das Buch uns.«
Bischof Viktor Folz

ISBN 978-3-982-55123-4



9 783982 551234